

Jahrgang II.

No. 11.

Februar 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Polizeidiktatur. — „Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit“. — Von Paul zu Pedro. — Bemerkungen. — Eugen Dühning. — Im Zeichen des Kreuzes. — Der Schurke Wetterlé. — Selbsterkenntnis. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Vom
Gedichtbände
„Der Krater“
von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Erschienen;
Kain-Kalender
für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Bestellungen nimmt entgegen
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Jahrgang II
No. 11.

München,
Februar 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Polizeidiktatur.

In diesem Jahre der nationalen Erinnerung, der nationalen Beglücktheit, der nationalen Phrase haben wir tropfenden Auges der Tatsache zu gedenken, daß es nun hundert Jahre her sind, daß die Macht des letzten verantwortungslosen Despoten gebrochen wurde. Was nach Napoleons Sturz noch an fürstlicher Selbstherrlichkeit gesehen wurde, ist kümmerliche Karrikatur. Der neurasthenische Angstbold, der als Herr aller Reußen vor der Bombe zittert, die eines Tages das Blut an seinen Fingern rächen könnte, ist ein trüber Popanz in den Klauen bestochener Volksausauger. Die Mandschus spüren unter dem Körperteil, mit dem sie früher am Throne Chinas klebten, den Tritt eines erwachten Volks. Und selbst die Großherzöge der beiden Mecklenburg tragen die Bürde ihrer Allmacht nur nolens volens weiter, weil ihre getreuen Vasallen, die Standesherren, ihnen die Einführung einer Verfassung durchaus nicht gestatten wollen. Die Scheitel der übrigen Potentaten aber sind längst mit dem bekannten Tro-

pfen demokratischen Oels gesalbt, der selbst unter der Krone hervorquillt, unter der noch immer der schöne Traum geträumt werden mag, daß regis voluntas suprema lex sei.

Die Selbstbestimmung des Bürgertums, das erhabene Ziel der Revolutionen von 1830 u. 48, ist längst Ereignis, und das Bürgertum nachgerade in solchem Maße an seine Selbstbestimmung gewöhnt, daß es keine Ahnung hat, wieviel tiefer es heute in Abhängigkeit und in Drill steckt als je vor den Ausbrüchen seiner demokratischen Freiheitssehnsucht. Zwar droht dem Einzelnen nicht mehr die launenhafte Willkür eines königlichen Gebieters, der nach Belieben strafen und lohnen kann. Aber die Angst vor der Selbständigkeit hat aus dem Philistergehirn selbst einen Ersatz herauswachsen lassen, durch den die Gefahr eigenmächtiger Lebensbetätigung der Menschen vollständig beseitigt ist. Der zivilisierte Mitteleuropäer des 20. Jahrhunderts hat mit wahrhaft erfinderschem Geist das Mittel ersonnen, das ihm zugleich das stolze Bewußtsein seines demokratischen Selbstbestimmungsrechts erhält und ihn doch zum hörigen Befolger diktatorischer Anweisungen von oben macht: er besoldet einen Beauftragten zu dem Zweck, ihm die Faust in den Nacken zu setzen und ihm alles zu verbieten, was er gern täte.

Unter dem Vorwand, sich eine dienstbare Kreatur zu schaffen, die sein Leben und sein Eigentum gegen sträfliche Rechtsbrecher schützen solle, begab sich der Bürger allmählich in die unbedingte Gewalt der Polizei. Es hat lange gedauert, bis diese Behörde selbst den Umfang ihrer Machtbefugnis begriffen hat. Aber jetzt ist es soweit, daß der Schutzmann Herr ist über alle unsre Entschließungen, daß er neben uns steht und uns in unseren privatesten Daseinsäußerungen bevatert, daß er unsern

Willen, unsre Lebenshaltung, unsre Gewohnheiten, unsre Vergnügungen, unsere Geschlechtlichkeit und unsern künstlerischen Geschmack überwacht, und wo es nötig ist, zurechtkennt. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Bedürfnis jedes Philisters nach Tyrannei, das seinerseits wieder auf die immer noch übliche Verschüchterungspädagogik der Kinderstuben und Lehrinstitute zurückzuführen ist. Man erziehe die Kinder zu selbständigen Menschen, man lehre sie, daß sie sich die Prügel der Erwachsenen nicht gefallen lassen sollen (denn die Eltern prügeln ihre Kinder nur, weil sie körperlich stärker sind), dann werden wir als nächste Generation ein Geschlecht erleben, das den Namen Polizei nur noch als historische Kuriosität kennen wird.

Der Einwand, daß es sich ja doch um ein von der Oeffentlichkeit überwachtes Institut, sozusagen um eine demokratische Einrichtung handle, verfängt nicht. An der Spitze jeder Polizeiverwaltung steht ein einzelner Mann, ein Polizeipräsident, der auf seinen Posten vom Minister des Innern berufen wird, und nur von ihm abgesetzt werden kann. Der Minister aber ist nur der Krone verantwortlich. Die einem Polizeipräsidenten übergeordneten Stellen aber müßten ihr eigenes Interesse schlecht verstehen, wenn sie sich nicht der Beflissenheit freuten, mit der Hinz und Kunz sich unter die schrankenlose Autorität des Polizeipräsidenten beugen.

Der Typus des modernen Polizeipräsidenten wird gegenwärtig durch zwei Individuen hervorragend repräsentiert: durch Herrn v. Jagow in Berlin und durch Herrn v. d. Heydte in München. Beide auch charakteristisch für die Seelenbeschaffenheit der unter ihren Schutz Befohlenen. Jagow ist — das kann man ohne sein Freund zu sein, getrost zu-

geben — immerhin eine Persönlichkeit, jemand, der hinter der Amtsmiene eine ziemlich prägnante Physiognomie zeigt. Seine Erlasse haben Schmiß, Stil, Charakter, und die Art, wie er den Berlinern Raison beibringt, imponiert diesem witzigen und schlagfertigen Volk. Wird er einmal pedantisch in seinen Verordnungen — wie bei der neuen Straßenordnung —, dann gröhlt ihn von seinen Schützlingen der fröhlichste Hohn an, und er erlebt, daß kein Mensch sich um seine Autorität kümmert. Dadurch ist Herr v. Jagow einigermaßen vor der Gefahr gefeit, die ein solches Maß von Machtbefugnis immer in sich birgt; einer Art von Caligula-Wahnsinn zu verfallen, einem Ueberschnappen des Despotenbewußtseins, wie ihm subalterne Naturen am leichtesten ausgesetzt sind. Der Berliner hat Kritik und übt sie, deshalb kommt ihm auch die tatsächlich fast unbeschränkte Macht seines Polizeipräsidenten weniger ins Bewußtsein, wie den kritischen Naturen anderswo, die von ihrer Kritik keinen Gebrauch machen können, weil sie vereinzelt sind.

Am bösesten sind wir wohl in München dran. Die persönliche Bekanntschaft des Herrn v. d. Heyde ist mir bis jetzt erspart geblieben, und da dieser Herr im Gegensatz zu seinem Berliner Kollegen in seinen öffentlichen Kundgebungen keinerlei individuelle Züge verrät, kann ich über ihn selbst kein Urteil abgeben. Zu seinen Gunsten wäre vielleicht anzuführen, daß er gegen die Bevölkerung bisher Schieß erlasse nicht herausgegeben hat. Was seine Manifestierungen auszeichnet, ist dagegen eine schikanöse Kleinlichkeit, ein ewiges Quängeln um Gleichgültigkeiten, eine Fürsorglichkeit in Angelegenheiten, denen selbst mit der Lupe kein öffentliches Interesse angemerkt werden kann. Aber die Münchner sind ein geduldiger Menschenschlag, und es

scheint fast, als ob sie froh sind, grade dem Mann zu gehorchen, dessen Geboten sie nicht den geringsten Sinn entnehmen können. Solange der Münchner Durchschnitts-Banause seine acht Maß Bier ungestört trinken kann (aber richtig eingeschänkt müssen sie sein!), und solange die Kalbshax'n das gewohnte Format behält, ist er mit allem zufrieden, was eine hohe Obrigkeit für gut befindet. Er geht eh' um elf Uhr schlafen.

Die übrigen aber — etliche Zehntausend sind es immerhin — fügen sich, weil sie zu bequem sind, einmal energisch aufzumucken. Sie schimpfen zwar tagtäglich weidlich über die Art, wie die Münchner Polizei sich in ihr Privatleben einmischt, aber der Gedanke, daß es auch ohne Diktatur des Herrn v. d. Heydte gehn könnte, kommt ihnen nicht auf. Ich halte gewiß nicht viel von einem Personalwechsel in Aemtern, die mir an und für sich gefährlich, schädlich und überflüssig scheinen. Aber es wäre schon ein Segen, wenn endlich einmal eine Bewegung unter die Leute käme, die die Beseitigung des bestimmten Mannes betriebe. Ich gedenke, ungeachtet der Gefahr als ein oppositioneller Communal-Banause angesehen zu werden, weiterhin gegen die Person des Polizeipräsidenten Stimmung zu machen, unter dessen Fuchtel die schönste deutsche Stadt zur Metropole aller Muckerei, Schuhriegelei und Bevormundung geworden ist.

Mein Eifern gegen die Polizeistunde mag den Lesern des „Kain“, die mich um wichtigere Dinge bemüht wissen, pedantisch scheinen. Mir scheint aber gerade diese Schulmeisterei, die jeden Menschen zwingt, zu einer bestimmten Zeit nach Hause zu gehen, besonders geeignet, die Unmündigkeit zu illustrieren, in die sich Menschen, die ihren eigenen Entschlüssen trauen dürfen, pressen lassen. Ein Kreis

von Künstlern, die oft bis spät in die Nacht hinein gearbeitet haben, sitzt in guter Unterhaltung beisammen. Irgend ein Problem, von dessen Existenz Herr v. d. Heydte vielleicht keine Ahnung hat, wird erörtert, die Geister werden produktiv, neue Einsichten werden ausgesprochen, mancher läßt sich von der Diskussion zu guten künstlerischen Ideen inspirieren, — und plötzlich erscheint ein Schutzmannhelm in der Tür. Man muß aufbrechen, und da in dem riesigen Umkreis der Stadt keine einzige Unterkunft mehr offen ist, sich trennen, sich eilig trennen, da jeder weiß, eine Weigerung würde mit Gewaltanwendung beantwortet werden. Das sind keine Nebensächlichkeiten, das sind höchst bemerkenswerte Symptome einer grenzenlos unwürdigen Versklavung.

Wie sehr durch die widerspruchslose Hinnahme solcher Eingriffe in die persönlichen Entschließungen das Autoritätsgefühl des Polizeipräsidenten gestärkt wird, hat sich nun eklatant im letzten Fasching gezeigt. Die kurzen Karnevals-Wochen waren von jeher in München eine Erholung und eine Lust. In diesem Jahre griff plötzlich der Polizeipräsident mit Verordnungen ein, die garnichts anders bezwecken können, als die Erdrosselung des Karnevals durch den Schutzmann. Herr v. d. Heydte verbot das Konfetti-Werfen, er verbot die Schiebetänze, er verbot das Tanzen in öffentlichen Lokalen überhaupt. Cui bono?

Man stelle sich vor: bei den lustigsten Festen und Maskeraden waren Leute aufgestellt, die im Auftrage der Polizei zu kontrollieren hatten, ob nicht etwa „geschoben“ werde. Wurden diese ehemaligen Unteroffiziere durch den Tanz einzelner Paare in ihrem verfeinerten Sittlichkeitsgefühl peinlich berührt, dann griffen sie mit ihren Schutzmannsfäusten;

ein und rissen die vergnügten Menschen auseinander. Sonst sind doch die Männer anders, sonst spielen sie sich als Kavaliere auf, sonst schützen sie ihre Frauen und Mädchen gegen jede Beschimpfung. Ist es denn etwas anderes, wenn von Polizei wegen dekretiert wird, daß das Verhalten der Dame, mit der man tanzt, „unzüchtig“ sei? Wenn die Frauen coram publico von Polizeivigilanten der Unsittlichkeit geziehen werden! — Es ist sehr bezeichnend, daß die Veranstalter des Pressefestes — das sind doch wohl die Hüter der öffentlichen Freiheit? — davon „Abstand genommen“ haben, gegen die unerhörte Beschimpfung der Teilnehmerinnen an diesem Feste zu protestieren. Die wenigsten Blätter wagten überhaupt nur einen schwachen Einspruch.

Kam man früher an den Redoutentagen ins Café Luitpold, — was war das für eine famose Stimmung! Alles tanzte, jubelte, küßte durcheinander — hat das jemandem wehgetan? In diesem Jahre wurden die Leute, die harmlos tanzen wollten, am Arm gepackt und auseinandergezerzt. Pfui Teufels! hat man genug gehört dabei, aber am Aschermittwoch war alles wieder vergessen.

Der Polizeipräsident tut, was er mag. Ich bin sogar überzeugt, er tut alles in bester Absicht. Woher soll der Mann wissen, daß alles Tanzen Erotik ist? Beim Schieber hat er es zufällig gemerkt, — da greift er ein. Denn sein Bestreben ist wohl letzten Endes, die Erotik in München überhaupt zu verbieten. Von diesem Bestreben hat er ja in den letzten Jahren in seiner Tätigkeit als Theaterzensor schon hinlängliche Beweise geliefert. Es ist nur immer wieder erstaunlich, wie engelsgeduldig die Münchner Bevölkerung zusieht, wie dieser eine Mann der Stadt den Atem einschnürt, der Jugend das Jungsein, den Fröhlichen das Fröhlichsein verbietet.

Ach nein, es ist nicht erstaunlich. Bei Protesten gegen Muckerei und Zelotik pflegt ja sonst die Geistigkeit voranzugehen. Hinter Herrn v. d. Heydte her aber trabt ein ganzer Troß literarischer Trabanten; sein Zensurbeirat. In einer Stadt, wo es möglich ist, daß moderne Literaten der Polizei gegen ihre eignen Standesgenossen Helfersdienste leisten, darf man sich über garnichts wundern. Die Herren Ruederer, Weigand, v. Gleichen-Rußwurm und (leider! leider!) Thomas Mann haben immer noch nicht die Geste gefunden, zu der ihnen Max Halbe das Beispiel gab: dem Polizeipräsident das „Ehrenamt“ vor die Füße zu schmeißen, das sie in den Augen jedes Menschen, der in dem Recht der Behörde in Kunstwerken herumzufingern eine Affenschande erblickt, zu Polizeibütteln degradiert.

Es ist weit gekommen mit uns. Wir sollten das Gedenkjahr des Sturzes des letzten Despoten nicht gar so laut feiern.

Dieses Heft war fast fertiggestellt, als Herr v. d. Heydte dem Eingangsartikel noch eine Illustration lieferte, die hier doch noch registriert werden soll. Das einzige auf weltstädtischen Betrieb eingerichtete Tanzlokal Münchens, das architektonisch entzückende Odeon-Casino, wurde durch die Verordnungen des Polizeipräsidenten derartig in der Ausübung seiner Bestimmung (nämlich, ein Ort der Lustigkeit zu sein), behindert, daß sich manchmal gewisse Uebertretungen nicht vermeiden ließen. Darauf setzte der Ordinarius Münchens die Polizeistunde auf 12 Uhr fest und zwang die Besitzer, die Bude zu schließen. Daß Münchens Lebewelt jetzt einmal wirklich empört ist, bedeutet nicht viel. Es wäre längst ihre Pflicht gewesen, empört zu sein über die Kasernenerziehung, die gegen sie beliebt wird. Auch daß die Zeitungen auf den Verdacht kommen, es könne allmählich eine polizeiliche Bevormundung einzureißen drohen, ist nicht sehr wichtig. Denen wird die Weinstraße schon durch Informationen den Mund stopfen. Aber sechzig Angestellte des Unternehmens wurden durch das

Machtwort des Herrn v. d. Heydte brotlos, und die Entwicklung einer Dreiviertelmillionenstadt zur Großstadt wird durch die tugendhaften Launen eines Einzelnen künstlich unterdrückt. Das hier noch an einem eklatanten aktuellen Beispiel zu beweisen, schien mir so lohnend, daß ich deswegen die Ausgabe des „Kain“ wieder um einige Tage verzögerte. — Wohlmeinende Ochsen wundern sich, daß grade ich immer wieder die Interessen der begüterten Lebeleute wahrnehme. Treffen sie mich mitunter an Stätten der Lustbarkeit an, so verfehlen sie nie, mich auf meine sittlichen Aufgaben als Anarchisten hinzuweisen. Sie seien endlich einmal dahin belehrt, daß ein Anarchist weder vor sich noch vor anderen Leuten die Pflicht hat, ein Trauerkloß zu sein.

Bücher.

„Das Eheproblem Im Spiegel unserer Zeit“.

Im Verlage von Ernst Reinhardt, München, soll ein Buch erscheinen, in dem sich eine größere Anzahl von Männern und Frauen des geistigen, politischen und gesellschaftlichen Lebens über das Problem der Ehe äußern wird. Was ich dem Herausgeber des Werks, Freiherrn Ferdinand von Paungarten, auf seine Rundfrage geantwortet habe, bringe ich hier zum Vorabdruck:

Sehr geehrter Herr!

Das Problem der Ehe erscheint mir wie Ihnen als eines der wichtigsten und ernstesten im Leben der Völker. Nur glaube ich nicht, daß zur Vorbereitung einer grundsätzlichen Reform der Beziehungen zwischen den Geschlechtern eine Kritik der Formen genügt, die heutzutage eine Ehe rechts-giltig und den Mitmenschen billigenswert machen. Ich möchte die Kritik vielmehr auf die Voraussetzungen jeder — legitimen oder illegitimen — ehelichen Gemeinschaft ausgedehnt sehen: vor allem auf die moralischen Voraussetzungen.

Sie gestatten mir, meine Ansicht knapp darzulegen, ohne mich streng an Ihre Fragen zu halten. Mein Ausdruck kann freier und bestimmter sein, wenn ich ihn nicht an Begriffe hefte, die mir in ihrem ganzen Wesen fragwürdig geworden sind.

Daß ich die Ehe in ihrer gegenwärtigen Einordnung als gesetzliches Gefüge innerhalb der Staatsordnung ablehne, versteht sich bei meinem Anstreben anarchistischer, d. h. vom

Zwänge befreiter Lebensformen von selbst. Nur bei der Vorstellung, daß die vom Staate, bezw. auch von der Kirche, repräsentierte Gesellschaft das Recht beansprucht, die Vereinbarung zweier Menschen zur vertrautesten Gemeinsamkeit zu sanktionieren und zu kontrollieren, gewinnt für mich der Begriff Unsittlichkeit gegenständliche Bedeutung. Ich mache also zwischen der in den Kirchenbüchern und Standesregistern vermerkten und der sogenannten „wilden“ Ehe solange überhaupt keinen Unterschied, wie beide sich in der gleichen Form eines Treuebundes in Erscheinung setzen. Das Eheproblem spitzt sich somit für mich zum Problem, der sexuellen „Treue“ zu.

Wer meinem Gedankengange folgen will, möge zunächst alle moralischen Dogmen, die ihrer Natur nach Vorurteile sind, beiseite schieben und die Sexualität des Menschen als einen natürlichen Trieb voraussetzen, der, wie alle Triebe, die Bestimmung hat, sich zu betätigen. Es untersteht nicht dem geringsten Zweifel, daß die Mehrzahl der Menschen polygamisch empfindet, den Geschlechtstrieb also nicht auf ein bestimmtes Individuum konzentriert, sondern der Attraktion verschiedener Personen zugänglich ist. Die gesamte orientalische Kultur anerkennt diese Eigenschaft, indem sie der Männern die Vielehe konzidiert. Die orientalische Kultur deswegen als minderwertig zu stigmatisieren, wäre aber wohl eine Vermessenheit, deren sich ein gerechtes Urteil nicht schuldig machen wird.

Daß für die Frauen andere Sittenforderungen gelten, ist im Orient in der niedrigen Einschätzung des weiblichen Geschlechts, wie sie die Männer durch Jahrtausende anmaßlich beliebt haben, begründet. Im Occident, wo man bekanntlich sexuelle Seitensprünge bei Männern ebenfalls viel gutmütiger beurteilt als bei Frauen, dürfte die strenge Aufsicht über die monogamische Lebensführung des Weibes auf praktischen Besorgnissen beruhen, die mit der Stellung der Kinder im gesellschaftlichen Betriebe zusammenhängen.

Hier aber wäre nach meiner Ansicht der Wirksamkeit jeder Frauenemanzipation das Betätigungsfeld geboten: in der Er kämpfung der gesellschaftlichen Anerkennung des unbedingten Rechtes auf den eigenen Geschlechtswillen. Die Unterdrückung der Frau im wirtschaftlichen und politischen Leben steht in engstem Zusammenhange mit der Unterdrückung ihrer Willensfreiheit. Die Frauen können keine Selbständigkeit im öffentlichen Konkurrenzkampf beanspruchen, solange sie sich der Selbständigkeit in ihren persönlichen Entschliefungen begeben.

Das Urübel in den Beziehungen der Geschlechter zueinander besteht in der im Bewußtsein der Menschen schon als selbstverständlich geltenden Treueforderung, die garnichts anders bedeutet, als den Anspruch eines Menschen auf die Hörigkeit des andern. Die zweifelsfreie Selbstverständlichkeit dieses gegenseitigen Besitzrechtes hat dazu geführt, daß der Neid, den man sonst rechtens als Erbärmlichkeit betrachtet, im Geschlechtsleben unter der Bezeichnung Eifersucht als etwas völlig Berechtigtes gilt und daß selbst brachiale Gewalttätigkeiten „betrogenen“ Eheleute von der Mitwelt entschuldbar gefunden werden.

Eine Reform der Ehe sollte nach meinem Empfinden dahin geleitet werden, daß das sexuelle Monopol der Gatten beseitigt werde. Liebe gibt Pflichten, aber keine Rechte. "Ist die Leidenschaft eines Menschen zum andern so stark, daß sie jede Attraktion zu dritten Personen verdrängt, so wird ihn dieser Zustand von selbst zur „Treue“ veranlassen. Dem andern Gatten jetzt die Forderung aufzuzwingen, gleichfalls „treu“ zu sein, also aus einem Gefühl Rechte herleiten zu wollen, die einem Nebenmenschen die freie Entschließung abschneiden, scheint mir geradezu sittlich verwerflich zu sein. Uebrigens beruht die übliche Einschätzung der Treue als Wahrung der geschlechtlichen Begierde für einen einzigen Partner auf einer Verkennung des ethischen Begriffs Treue, der garnichts anders bedeutet, als Standhaftigkeit der Empfindungen. Die Ausübung der geschlechtlichen Triebe bei einer Vielheit von Individuen braucht die Liebe zu einem einzelnen nicht im geringsten zu tangieren.

Der Einwand, daß die Forderung der Monogamie nötig sei, um im Falle der Empfängnis die Vaterschaft sicherzustellen, fällt mit dem Naturgesetz, daß die Kinder von der Mutter mit Schmerzen geboren werden und daher zur Mutter, nicht zum Vater gehören. Die Vaterschaft kann, da für den Mann immer nur Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten bestehen, nicht als Rechtsgut in Anspruch genommen werden.

Eine andere Frage freilich ist die nach der Ernährung der Kinder und Frauen. Diese Frage kann aber nur gelöst werden im Zusammenhange mit allen sozialen Problemen unserer Zeit, wie ich denn auch bitten muß, alles, was ich hier über Ehe und Geschlechtsleben gesagt habe, als Komponente eines Programms aufzufassen, das die Revolution aller gesellschaftlichen Verhältnisse anstrebt. Innerhalb einer staatlichen Ordnung der Dinge, in der die Virginität als moralische Tugend geschätzt wird, in der die Frau als inferior betrachtet wird,

und in der eine kontrollierende Öffentlichkeit mit Strafparagraphen die Sexualität der Einzelnen überwacht, werden, wie in allen Dingen, so auch in der Ehe, wohl nur formale Korrekturen vorgenommen werden können. An formalen Reformen aber nehme ich keinen Anteil. Erich Mühsam.

Von Paul zu Pedro. Von F. Gräfin zu Retentlow.
Verlag Albert Langen, München, 1912.

Bei der Begrenztheit des im „Kain“ verfügbaren Raumes habe ich die Absicht, hier regelmäßig, oder doch häufig, Buchrezensionen vorzunehmen, sehr bald aufgeben müssen. Die Rubrik „Bücher“ wäre ganz aus diesen Blättern verschwunden, wenn nicht doch unter den zahlreichen Schriften, die die Post ins Haus bringt, mal eins wäre, das mich so intensiv interessiert, daß ich garnicht anders kann, als vor meinen Lesern davon zu sprechen. Ein solcher Fall liegt jetzt vor.

Das Buch der Gräfin Reventlow enthält Briefe. Briefe einer gescheiten und überaus vorurteilslosen Frau an einen Mann, der als verständnisvoller Zuhörer zu denken ist. Briefe, die etwa ein Tagebuch ersetzen, aber ein solches, das unter allen Erlebnissen nur eine Art des Erlebens bemerkenswert findet. Musikalisch ausgedrückt: die Briefe sind Variationen eines Themas, und zwar lauter lustige Variationen. Daß die ständige Wiederholung des gleichen Themas nicht langweilig, sondern von Seite zu Seite, von Satz zu Satz anregender wird, das ist der große Vorzug des Buches und die große Tugend der Dichterin.

Das variierte Thema heißt Liebe. Nein — eigentlich nicht, aber Flirt auch nicht. Dazu ist doch immer schon zuviel Liebe dabei. Das Thema heißt: der Mann. Gesehen von einer durchaus unbefangenen und dabei sehr lebenshungrigen Frau.

Die erfahrenste Dame kritisiert ihre Männer. Nicht etwa um sie schlecht zu machen. Im Gegenteil. Auch nicht, um sie lächerlich zu machen. Aber sie werden lächerlich. Die Herren der Schöpfung, die sich auf ihre Kunst, Weiber zu nehmen, so furchtbar viel einbilden, hier werden sie entlarvt. Hier zeigt sich, daß sie grade da, wo sie glauben Eroberer zu sein, Spielzeug sind. Und es zeigt sich, daß der individuelle Wert, mit dem sie die Frauen zu gewinnen meinen, immer nur der übliche Zug eines Typus ist, den die erfahrene Frau genau kennt und lange vor dem ersten Kuß richtig taxiert.

Die Gräfin Reventlow hat in ihren Briefen die Männer nach Typen geordnet und einzeln beschrieben. Es ist eine Entlarvung, die erschütternd komisch ist. Mit dem Typus Paul fängt es an. „Es gibt eine bestimmte Art von Erlebnis, das ich Paul nenne, aus dankbarer Erinnerung an seinen ersten Vertreter“. „Paul ist eine Begebenheit, die immer von Zeit zu Zeit wiederkehrt“. Und Paul tritt aus dem Schatten hervor in strahlende Sichtbarkeit. Wir erkennen ihn wieder und wir sehen ein, daß Paul als ewige Erscheinung unter den Vertretern seines Geschlechts dahinwandelt. — Prachtvoll lebendig steht dann der Typus des „Retters“ vor uns auf. „Glauben Sie mir, man darf sich noch so weit und noch so lange auf der schiefen Ebene befinden, es tauchen immer wieder Männer auf, die uns durch wahre Liebe retten wollen“. Wer das Buch der Reventlow gelesen hat, wird hoffentlich nie wieder auf den geschmackvollen Einfall kommen, grade er sei der Auserwählte, der einer Frau mit Vergangenheit das „volle Glück“ bereiten könne. Auch der Typus der „eleganten Begleitdogge“ ist von hohem Reiz.

Es folgen eine Menge kleiner Einzelerlebnisse, alle mit höchst lehrreichen Nutzenwendungen versehen. Hinter diesen Nutzenwendungen aber, die so ganz leicht und selbstverständlich vorgetragen werden, steckt ein sehr ernster Mensch, einer, der unabmeßbar weit von jenen Vorurteilen der bürgerlichen Sitte entfernt wohnt, denen wir die liebe Einrichtung der moralischen Contenance verdanken. Die moralischen Voraussetzungen der guten Gesellschaft fehlen in diesem Buche völlig — und man vermißt sie durchaus nicht. Die entzückende Unbefangenheit, mit der hier eine wertvolle Frau ihre garnicht polemisch gemeinten Ansichten ausplaudert, zeigt dem Gesellschaftskritiker aber, wie verlogen und brüchig jene Tugenddogmen sind, deren Befolgung unter allen Wohlerzogenen als Wertmaß des gesellschaftlichen Anstands gilt.

„Von Paul zu Pedro“ ist das graziöseste Buch, das mir seit lauger Zeit unter die Augen gekommen ist. Es ist frei von jeder Pose und von jeder moralistischen Benommenheit. Daß es möglich war, daß ein solches von französischem Esprit getränktes Bekenntnis von einer deutschen Frau geschrieben wurde, erfüllt angesichts der humorlosen Gouvernantenhaftigkeit der neuerdings unter den schreibenden Damen in Schwung geratenen Anklage-Romane mit wahrer Freude.

Wer seine Töchter rechtzeitig vor etepeteter Gansigkeit im Verkehr mit Männern schützen will, dem seien die Betrach-

hingen der Gräfin Reventlow als Geschenkliteratur für junge Mädchen eindringlich empfohlen.

Bemerkungen.

Eugen Dühring. Die Art, wie Gerhart Hauptmanns 50. Geburtstag als nationaler Feiertag begangen wurde, und die peinliche Rolle, die der Dichter sich dabei zuweisen ließ und spielte, hat manchem den Geschmack an Geburtstagsgratulationen für geraume Zeit gründlich verdorben. Die Gefahr jedoch, dem achtzigjährigen Eugen Dühring könne der Jubel der Menge ähnlich zu Kopfe steigen, scheint einigermaßen ausgeschlossen, da sich dieser Jubel — wie zu erwarten war — sehr reserviert verhielt. Denn die Tatsache, daß der blinde Dühring unter allen Lebenden der polyglotteste Geist ist, und daß er auf den Aeckern der Philosophie, der Nationalökonomie und sämtlicher exakter Wissenschaften unvergängliche Früchte gesät hat, verschlägt bei denen, denen die Freudenzymbeln der Nation anvertraut sind, garnichts gegen den Umstand, daß der Alte ein verbitterter und verbissener Nörgler, also persönlich unmöglich ist. Weil er es unternommen hatte, Helmholtz und andere Gelehrte anzugreifen, wurde der produktivste Kopf Deutschlands vom Lehrstuhle der Berliner Universität geworfen. Der maßlose Haß des Mannes gegen alle, in denen er später seine Feinde sah, machte ihn oft ungerecht, und seine Neigung, das Unrecht, das ihm von Einzelnen geschah, zu verallgemeinern, veranlaßte die Verrantheit seines Zornes. So übertrug er die Wut gegen einige jüdische Widersacher auf das gesamte Judentum, und tobt nun — oft im Jargon des übelsten Radau-Antisemitismus — gegen Juden und Judengenossen los. Wer aber gerecht ist, muß anerkennen, daß der Kampf, der gegen den Eiferer geführt wird, nur zu sehr geeignet war, ihn immer tiefer in seinen leidenschaftlichen Haß hineinzutreiben. Das Totschweige-System, das bekanntlich gegen alle angewandt wird, die in ihren Ansichten oder in ihrem Auftreten unbequem empfunden werden, hat hier zu einer Erbitterung geführt, die an denen, die es übten, einmal tier blamabel ausgehen wird. Denn spätere Generationen werden an der Riesenerscheinung Dührings nicht mehr schweigend vorübergehen können oder wollen. Es ist der Fall Schopenhauer in neuer Auflage. Schopenhauer hat die Professoren seiner Zeit der Verachtung der Nachfahren ausgeliefert. Den Peinigern Dührings wird es nicht besser ergehen.

Die sozialen Anregungen Eugen Dührings — sein sozialitäres System und seine Kritik des Marximus —, die ihn den Vertretern der anarchistischen Ideen verwandt machen, sind besonderer Anlaß, seiner an dieser Stelle zu gedenken. Möge die erstaunliche Rüstigkeit und die phänomendale Schaffenskraft, die dem Blinden bis zu achtzig Jahren treu waren, seinem gewaltigen Lebenswerk zu immer weiterem Ausbau verhelfen.

Im Zeichen des Kreuzes. Es wird weiter gemordet. Der infame Raub- und Kreuzzug des vereinigten balkanischen Diebsgesindels hat noch nicht genug Blut geschluckt. Die Großmächte in ihrer uneigennütigen Christenliebe hatten mit sanftem Druck das mißhandelte Türkenvolk zu demütigenden Friedenskompromissen gezwungen. Nachdem die Serben und ihr gefräßiger Anhang in den eroberten Landesteilen grauenvoll gewüestet hatten, nachdem in entsetzlichen Schlachten mit Menschenleben unsinnig geaast war, sollte die gehundsvottete und nach Frieden schmachtende Nation von den wohlwollenden Mächten genötigt werden, auch noch die Plätze zu räumen und den Räubern zu überlassen, die sie mit aller Verzweiflung noch bis zuletzt gegen Kanonen und Anstürme gehalten hatten. Da folgte — mit einer Notwendigkeit wie der Knall dem Schuß — die Revolution in Konstantinopel. Man soll Enver Bey und seine Mitverschworenen nicht schelten, weil sie das Signal zu dem neuen Ausbruch des Krieges gegeben haben. Zu dem, was sie taten, trieb sie gekränkter Stolz und die Furcht, die Früchte der jungtürkischen Revolution von 1909 verderben zu sehen. Die Mächte aber hätten bedenken müssen, was sie taten, als sie ein Volk zwingen wollten zu tun, was es nicht tun konnte. Hätte Europa den Frieden am Balkan durchaus gewollt, es hätte ihn haben können, wenn es die Bulgaren veranlaßt hätte, sich einigermmaßen zu bescheiden. — An der Tschataldshalinie und vor Adrianopel wird von neuem gemordet und gebrannt. Frauen- und Kinderleichen zeichnen den Weg der siegreichen Christen. Mit der wieder heraufbeschworenen Gefahr eines europäischen Krieges aber wird im Deutschen Reichstag demnächst die Forderung nach neuen Heeresverstärkungen begründet werden.

Der Schurke Wetterle. Es ist mal wieder gewaltige Entrüstung im deutschen Vaterlande. Ein Mann, der die Ehre hat, als Abgeordneter des Reichstags über die Gesckicke Deutschlands mitzubestimmen, hat in Frankreich Vorträge gehalten. Er hat bekannt, daß er Frankreich liebe. Er hat ja wohl auch durchblicken lassen, daß er die gegenwärtigen Zustände in seiner Heimat, dem deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, nicht für die dauernd wünschenswerten ansehe. Ha, Bube! Ha, Unwürdiger! Ha, Verräter!

Ich kann nicht umhin, die Patrioten zu bewundern, die das Ethos von solcher Entrüstung aufbringen. Herr Wetterlé

ist als Sohn französischer Eltern in einem Lande aufgewachsen, das politisch, geographisch und traditionell zu Frankreich gehörte. Da der Mann offenbar Anlagen zum Patriot hat, wurde er naturgemäß französischer Patriot. Sein Heimatland wurde von den Deutschen erobert und deutsch gemacht. Wetterle aber blieb mit Herz und Mund Franzose. Vielleicht reicht die Einsicht der Entrüsteten soweit, um das zu kapiieren. Ja, aber er hat sich als Abgeordneter in den deutschen Reichstag wählen lassen! — Richtig. Gewählt haben ihn diejenigen seiner Landsleute, die gleich ihm der Ansicht sind, daß die Stellung der Reichslande im europäischen Grenzbezirk noch nicht als für alle Ewigkeiten festgesetzt angesehen werden müsse. Und sie haben ihn zu dem Zwecke gewählt, daß er dieser Ansicht in ihrem Namen Ausdruck geben soll.

Aber wie kann denn der Kerl nach Frankreich reisen und dort derartige Reden halten? — Nehmen wir Platz. Angenommen beispielsweise, daß (Gott behüte!) die Rheinlande eines Tages vom Großherzogtum Luxemburg erobert und einverleibt würden. Ein Cölner Kaplan ist nicht daran gewöhnt, Luxemburger zu sein und fühlt sich unbehaglich in dem neuen Zustand. Er teilt seine Empfindung der Cölner Gemeinde mit, und der wirds auch ungemütlich. (Ich will nicht stänkern. Vielleicht ist Luxemburg ein sehr gemütliches Land). Natürlich haben die einverlebten Cölner das Recht, auch einen Vertreter ins Luxemburger Parlament zu schicken. Sie wählen besagten Kaplan. Ei ja, der ist nun schon ein Hecht im Karpfenteich, — aber sagt selbst: ist er ein Schuft? ein Gauner? ein Verräter? — Ein Idealist ist er. Und eines Tages packt unser Kaplan den Koffer und fährt nach Chemnitz oder nach Eschwege oder nach Pirmasens. Und er erinnert sich der guten Zeit, da die Rheinlande noch zu Deutschland gehörten, und eine Träne steigt in sein Auge, und er schneuzt sich, hält eine Rede und sagt schließlich: „Geliebte! Es gibt ein Wiedersehen!“ — Deutsche Brüder, ich frage euch: Ist der Cölner Kaplan ein Schweinehund? Ein Mistvieh? Eine Pestbeule? — Eine Seele ist er, ein Gemüt — und die Chemnitzer, die Eschweger und Pirmasenser werden dicke Tränen weinen, wenn er zu ihnen kommt.

Dies ist das Gleichnis vom Cölner Kaplan in Luxemburg. Wendet es auf den Abbé Wetterlé im deutschen Reichstag an und schont eure Entrüstung für bessere Gelegenheiten.

Selbsterkenntnis. Das Kausen hat einen lichten Augenblick gehabt. Wer München kennt, kennt auch die rosa-Plakate, mit denen ahnungslose Straßenpassanten zur Lektüre der Allgemeinen pornographischen Rundschau gekeilt werden sollen. Kürzlich hatte das Kausen auf diese Plakate einen Querstreifen aufkleben lassen, auf dem in monumentaler Deutlichkeit zu lesen stand: „Dokumente der Dummheit!“ — Das Kausen bemühte sich doch bisher, die Wahrheit über sein Blatt geheim zu halten. Allerdings war diese Bemühung schon immer erfolglos.

Die Schaubühne

Herausgeber:
Siegfried Jacobsohn.

Stimmen, der Presse:

Die Zukunft. Die Schaubühne ist die beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

Dresdener Anzeiger. Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüßt wurde, muss nachdrücklich betont werden, dass wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der Schaubühne an Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. In jahrelanger aufmerksamer Prüfung hat sich dieses Urteil bei uns befestigt. Jeder Freund einer ehrlichen, freien und eindringlichen Kritik wird die Schaubühne mit Genuss und reichlichem Nutzen lesen.

Hannoverscher Courier. Recht verschiedene Geister sind es, die sich hier im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfinden, aber eins eint sie: sie alle reden mit durchaus persönlichen Akzenten, es sind nämlich Leute, die ihrem eigenen Instinkt lieber folgen als dem Instinkt der Masse. Manche sprechen geradezu im Ton der Leidenschaft, des Fanatismus. Der Inhalt des Blattes ist in hohem Grade mannigfaltig; auch die Form unterhaltsam und abwechslungsreich.

Mannheimer Generalanzeiger: Die Schaubühne ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat.

Neue Züricher Zeitung. Die Schaubühne ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt.

Leipziger Tageblatt. Die Schaubühne verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater- und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.—, Einzelnummer 40 Pfg.

Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko.

Verlag der Schaubühne CHARLOTTENBURG
∴ Dernburgstrasse 25. ∴

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungsausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

**Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg
und Leipzig.**

Im dritten Jahrgang erscheint

SATURN

Eine Monatsschrift, herausgegeben von **Hermann Meister**
:: und **Herbert Grossberger.** ::

Die originellste aller neueren Zeitschriften!
Bringt Novellen, Skizzen, Essais, Glossen,
Satiren, Gedichte und in jedem Heft zwei
Bildbeigaben. Die Ausstattung ist hervor-
ragend.

Das Heft 50 Pfg., Halb Jahresabonnement 2.75 Mk.
Man abonniert in jeder Buchhandlung sowie direkt
beim Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg.
Gratisprobehefte werden r.icht abgegeben, dagegen
sind zur Orientierung drei Hefte zu ermäßigtem
Preis von M. 1.— nur direkt vom Verlag franko
erhältlich.